

kann also transsubstantiatio (diesen Begriff verwendete bereits das Vierte Laterankonzil 1215 [vgl. DH 803]) „a tota substantia panis et vini in totam substantiam corporis et sanguinis Iesu Christi“ (IV Sent. d. 11 a.1, Ed. Paris 29, 266sq [vgl. 5]) philosophisch schlüssig und theologisch verantwortbar gedacht werden?

Nach Albertus Magnus sind die Akzidenzien – vermittelt durch die Trägerfunktion der Quantität – in der „virtus divina“ (11) gehalten. In seinem Spätwerk *De corpore domini* allerdings vertritt Albert – im Zuge seiner Kommentierung von *De anima* des Aristoteles – eine andere Auffassung: Das Sein der Akzidenzien ergibt sich aus ihrer Zeichenfunktion – analog der Wahrnehmungsbilder (*species*), denen ein „vom materiellen Gegenstand abstrahiertes immaterielles Sein“ (16f) im Sinn eines „esse spirituale“ zukommt.

Alberts Bemühen, „die Möglichkeit der subjektlosen Seinsweise der sakramentalen Akzidenzien rational zu vermitteln“ (18), ist ein Beispiel dafür, wie ein Theologe eine Fragestellung des kirchlichen Lebens (die Frage nach der somatischen Gegenwart Jesu Christi im Sakrament) mit den Kategorien eines ihm zugänglichen und aktuellen Paradigmas der Philosophie (in diesem Fall des aristotelischen Substanzbegriffs) intellektuell zu verantworten sucht. Um diese Anstrengung des Begriffs kommt keine Rechenschaft des Glaubens herum.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

♦ Müller, Gerhard Ludwig: Priestertum und Diakonat. Der Empfänger des Weihe sakraments in schöpfungstheologischer und christologischer Perspektive. Johannes Einsiedeln, Freiburg 2000. (192) Geb.

Der im Oktober 2002 zum Bischof von Regensburg ernannte ehemalige Professor für Dogmatik in München bezieht in diesem Sammelband Stellung zur Theologie des Weihe sakramentes. Das Buch setzt sich aus vier bereits früher publizierten Beiträgen zusammen, die jedoch für die vorliegende Veröffentlichung erheblich erweitert wurden. Die leitende Fragestellung ist die nach dem Empfänger der Weihe, das heißt nach der anthropologischen, schöpfungstheologischen und heilsgeschichtlichen Begründung der kirchlichen Praxis, derzufolge nur Männer die Priester- und Diakonatsweihe gültig empfangen können. Müller ringt in einer

für sein Empfinden von den Sakramenten entfremdeten Zeit nach einer nachvollziehbaren Begründung für die den Männern vorbehaltene Weihe, die sich zwingend aus dem sakramentalen Wesen und dem Stiftungswillen Jesu Christi für das kirchliche Amt ergeben würde. Die vier Kapitel erschließen die beständige Lehre und Praxis der katholischen Kirche (1994 in *Ordo sacerdotalis* bestätigt); sie beschreiben und begründen mit vielen Belegstellen die verbindliche Glaubenslehre und das Amtsverständnis des II. Vatikanums. Nicht psychologische oder soziologische Erkundungen, sondern ekklesiologische und christologische Begründungen untermauern – besonders auf der Grundlage biblischer und frühkirchlicher Quellen – die kirchliche Position.

Im ersten Beitrag „Frauen sind Kirche. Eine Herausforderung an die Ekklesiologie der Gegenwart“ (13–25) bekräftigt der Verfasser mit Nachdruck die kirchliche Auffassung von der Gottebenbildlichkeit aller Menschen: die geschlechtsbedingten Unterschiede von Männern und Frauen sind positiv zu bewerten, und ihnen kommt die gleiche göttliche Würde zu. Es dürfe nicht um Geschlechterkampf, Vorherrschaft und Prestige gehen und auch nicht darum, die kirchlichen Dokumente aus der Sicht moderner emanzipatorischer Haltungen unter einer Hermeneutik des Verdachts zu interpretieren.

Der zweite Beitrag trägt den Titel „Wer empfängt das Weihe sakrament in den Stufen des Priestertums und des Diakonats?“ (26–48), beschäftigt sich aber im Grunde mit der (Un-)Möglichkeit der Frauenordination. Insbesondere setzt sich Müller mit der umfangreichen Dissertation von Dorothea Reininger auseinander (Diakonat der Frau in der einen Kirche, Ostfildern 1999), in der zumindest die Weihestufe des Diakonats für die Frau propagiert wird. Obwohl er diese Arbeit insgesamt würdigt, stellt er ihr gegenüber heraus, dass seit der frühen Kirche Episkopen-, Presbyter- und Diakonenamts aufgrund ihrer gemeinsamen Teilhabe an der Sendung Christi zusammengehören. Deshalb sei die historisch bezeugte Diakonissinnenweihe, die in einer Art Segnung zu einer kirchlichen Aufgabe bestand (Taufassistentin bei Frauen, Krankendienst), immer von der sakramentalen Diakonatsweihe strikt unterschieden worden. Bedauerlicherweise tangiert der Verfasser nur oberflächlich und subjektiv die weit konkretere Auseinandersetzung anderer dogmatischer Ansätze, zum Beispiel von Peter Hünemann, und

erwähnt nicht einmal Wolfgang Beinert, der hierzu interessante Beiträge geliefert hat.

„Priestertum. Kann nur der getaufte Mann gültig das Weihesakrament empfangen?“ (49–149) bildet als umfangreichstes drittes Kapitel das Zentrum des Buches und bietet eine gut dokumentierte Theologie der Kirche und des kirchlichen Amtes. Ausgehend von der Beziehung Christi zur Kirche wird im Anschluss an das II. Vatikanum das sakramentale Verständnis der Kirche und ihrer Ämterstruktur dargestellt. Dementsprechend muss der Empfänger des Weihesakraments „eine Person sein, die durch ihre geistig-leibliche Relations-Symbolik das spezifische Gegenüber von Christus zur Kirche als Bräutigam und Braut typologisch und damit sakramental sichtbar macht“ (148). Die einheitliche kirchliche Tradition bezüglich des Weieempfängers gründe nicht in historisch-sozialen Gegebenheiten, sondern im Willen Gottes, der uns im sakramentalen Wesen der Kirche begegnet.

Der vierte Beitrag „Der sakramentale Diakonat“ (150–187) enthält eine prägnante und gut durchstrukturierte Theologie des Diakonats, der in der Diakonia Jesu Christi seinen Ursprung hat. Als eine Art von Helferdienst aus dem Apostolat entstanden, stellt das Diakonenamt eine eigene, vom Episkopen- und Presbyteramt unterschiedene Weihestufe dar. Müller betont wiederholt, dass Frauen nicht deshalb schon nachgestellt sind, nur weil keine Sakramentalität der frühkirchlichen Diakonissinnenweihe vorliegt: „Denn nirgends ergibt sich die Zulassung zur Weihe als Konklusion aus der Prämisse einer sozialen oder gar ontologisch-kreatürlich begründeten Minderverwirklichung des Menschseins in der Frau“ (128).

Der Wert des Buches liegt in der fundiert ausgearbeiteten und genau belegten Position der katholischen Kirche in Bezug auf den Empfänger des Weihesakraments. Die theologische Argumentation ist zwar schlüssig und überzeugend, aber sie wird dem Titel des Buches Priestertum und Diakonat insofern nicht gerecht, als es eine vehemente „Defensio Ordinatio“ ist und sie sich dem Thema Priestertum und Diakonat der Frau widmet. Abgesehen davon wird dieses Buch sicher nicht alle offenen Fragen beseitigen. Allerdings kann es denen, die an Informationen zu einer sachlichen Klärung interessiert und zudem bereit sind, grundsätzlich die Antwort auf diese Fragen aus dem Glauben und nicht aus eigenen Vorstellungen und Wünschen abzuleiten,

eine klare, in ihrer weitgehenden Objektivität wohlthuende und daher lesenswerte Grundlage bieten.

Kremsmünster-Innsbruck W. Weinberger OSB

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

♦ Hoff, Gregor Maria: Die prekäre Identität des Christlichen. Die Herausforderung postModernen Differenzdenkens für eine theologische Hermeneutik. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2001. (582) Kart. Euro 90,90 (D). ISBN 3-506-73948-4.

Die Frage nach der Identität des Christlichen stellt sich angesichts der gegenwärtigen Erfahrung eines tiefgehenden Relevanzverlustes von Glaube und Kirche so radikal wie selten zuvor. Gegen den Trend zu flotten ekklesiologischen Ein- und Anpassungen, aber auch gegen die Versuchung zur Ausbildung von Gegenmilieus stellt sich Gregor Maria Hoff, Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg, der Herausforderung, christliche Identität im Horizont „postModerner“ Differenzhermeneutik zu reflektieren. Die veränderte Orthographie „postModern“ möchte zum Ausdruck bringen, dass dieser – missverständene, ja zwielichtige – Begriff nicht einfach ein Paradigma „nach der Moderne“ bezeichnet, das sich eindeutig ausweisen ließe, sondern eine „Bruchstelle“ markiert, „die offen hält, was sich nicht trennscharf auseinanderhalten lässt“ (17).

Der erste Teil (17–220) dieses literarisch und systematisch anspruchsvollen Werks, das im Jahr 1999 an der Bonner Universität als Habilitationsschrift eingereicht wurde, bietet eine Hinführung zum Anspruch „postModerner Hermeneutik“; diese bezeichnet „als Fortführung moderner Denk- und Gestaltungsmotive in radikalisierte Form eine Pluralität, die nicht noch einmal an Einheitskonzepte rückgebunden wird“ (27). Als *Denkform* übt „PostModernität“ eine grundsätzliche „Skepsis gegen totalbegriffliche Identifikationen“ (39) und macht „Front gegen die Bemächtigung des Anderen“ (40). Kennzeichnend für ihren multiperspektivischen Blick ist die „Einsicht in die Unmöglichkeit rationaler Ursicherheiten“ (41), von der her zwar eine Verknüpfung verschiedener Diskurse – und dadurch Verständigung – nicht als unmöglich angesehen wird, aber von den Voraussetzungen einer „Hermeneutik der